



Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

Analytische Sozialpsychologie – Anmerkungen zu einem theoretischen Konzept und seiner empirischen Praxis

Wolfgang Bonß

Erstveröffentlichung in: Michael Kessler und Rainer Funk (Hrsg.), Erich Fromm und die Frankfurter Schule, Tübingen (Francke Verlag) 1992, S. 23-39. Die Zahlen in [eckigen Klammern] innerhalb des Textes zeigen den Seitenwechsel in der Buchveröffentlichung an.

Copyright © 1992 und 2011 by Prof. Dr. Wolfgang Bonß, Seehäusl 4, 86935 Rott, E-Mail: Bonss[at-symbol]t-online.de.

Für den Diskussionszusammenhang, der heute in kanonisierter Form als *Frankfurter Schule* bezeichnet wird, spielen die Ideen und Arbeiten von Erich Fromm eine wichtige Rolle. Zwar gehörte Fromm, der sich selbst einmal als einen wissenschaftlichen „Einzelgänger“ bezeichnete, nie zum „inneren Kreis“ um Max Horkheimer. Aber das von ihm entwickelte Konzept einer analytischen Sozialpsychologie bildete in theoretischer wie empirischer Hinsicht einen Eckpfeiler für jenen „interdisziplinären Materialismus“, wie er für das Frankfurter Institut zwischen 1931 und 1937 charakteristisch war. Ich möchte die These von der analytischen Sozialpsychologie als theoretisches wie empirisches Kernelement der Kritischen Theorie im folgenden in drei Schritten zu erläutern versuchen:

- 1) Im ersten Abschnitt geht es um die analytische Sozialpsychologie als theoretisches Konstrukt. Worin lagen die Motive für ihre Entwicklung, wie lassen sich ihre Kernaussagen umreißen, und in welchem Verhältnis steht sie zu dem, was als *Kritische Theorie der Gesellschaft* oder *Theorie des gegenwärtigen Zeitalters* bezeichnet wurde?
- 2) Allerdings war die analytische Sozialpsychologie nicht nur ein theoretisches, sondern mindestens ein empirisches Projekt. Bekannt sind von den sozialpsychologischen Erhebungen des Frankfurter Instituts zwischen 1929 und 1936 vor allem die Studien über

Autorität und Familie (IfS 1936), die freilich ein Torso blieben. Genauer lässt sich die empirische Praxis der analytischen Sozialpsychologie hingegen in den vorausgehenden Untersuchungen über *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches* (Fromm 1937/38) studieren, auf die ich im zweiten Abschnitt eingehen möchte.

- 3) Im dritten Teil geht es schließlich um die Frage der Weiterführung der analytischen Sozialpsychologie als empirisches Projekt. Was ist aus diesem Ende der zwanziger Jahre entwickelten Versuch geworden? Inwiefern hat das Konzept Anknüpfungspunkte für spätere Untersuchungen geboten? Ist es heute nur noch von historischem Interesse oder lassen sich aus den Fromm'sehen Überlegungen auch systematische Anregungen für sozialpsychologische Untersuchungen in gesellschaftstheoretischer Absicht gewinnen?

1) Analytische Sozialpsychologie als theoretisches Konzept

Theorien, die sich bemühen, das gesellschaftliche Insgesamt zu begreifen, sind im allgemeinen keine psychologischen. Dies gilt zumindest, wenn man die Ahnenreihe der Gesellschaftstheorie betrachtet, wie sie u.a. mit den Namen Hobbes, Locke, Smith, Kant, Hegel oder Marx bezeichnet wird. Denn deren Überlegungen verweisen eher



auf philosophische und ökonomische [024] Konzeptionen. Zwar waren diese vor der einzelwissenschaftlichen Zersplitterung der Sozialwissenschaften von der Psychologie nicht unbedingt systematisch getrennt.¹ Aber im Verlauf des 19. Jh. schälte sich unmerklich eine spezifische „Arbeitsteilung“ heraus: während Philosophie und Ökonomie sich mit der Rekonstruktion der „normalen“ Kernstrukturen der Vergesellschaftung beschäftigten, war die Psychologie eher für die Rekonstruktion der individuellen Abweichungen und Störungen zuständig.

Dass diese Arbeitsteilung auch von den Psychologen selbst akzeptiert wurde, zeigt sich nicht zuletzt an der Entwicklung der Psychoanalyse als der wohl wichtigsten psychologischen Theorie des 20. Jahrhunderts. Denn ihren Ausgangspunkt bildeten keine sozialwissenschaftlichen bzw. gesellschaftstheoretischen Fragestellungen, sondern Probleme der Behandlung psychischer Störungen insbesondere aus dem neurotischen Formenkreis. Zwar reichte das theoretische Potential der Psychoanalyse, wie wir heute wissen, hierüber hinaus. Aber auch Freud selber befand sich nur zögernd zu gesellschaftstheoretischen „Verlängerungen“ seiner Konzeptionen bereit. Dazu kam es erst in dem Maße, wie die individuellen Störungen als gesellschaftliche interpretierbar wurden, und hier sprechen die Erscheinungsdaten der einschlägigen Freudschen Arbeiten durchaus für sich: *Totem und Tabu* beispielsweise wurde 1913 veröffentlicht, *Massenpsychologie und Ich-Analyse* 1921 und *Das Unbehagen in der Kultur* 1930.

Von den etablierten Sozialwissenschaften wurden diese Arbeiten zunächst kaum zur Kenntnis genommen. Letzteres gilt für Europa übrigens weit mehr als für die USA. Während im angelsächsischen Sprachraum Freud schon recht früh zu einem vielzitierten „Säulenheiligen“ der

Soziologie wurde,² blieb er in der europäischen und hier insbesondere in der deutschsprachigen Diskussion lange Zeit eine verdrängte, verfemte oder ausgegrenzte Randfigur. Eine Ausnahme bildete die marxistische Diskussion, die sich der Psychoanalyse seit den zwanziger Jahren zumindest von den Rändern her öffnete. Die Gründe hierfür bringt ein Bonmot von Paul F. Lazarsfeld auf den Begriff, der die Stimmung der linken Intellektuellen nach 1918 mit folgendem Satz zu charakterisieren versuchte:

Eine beginnende Revolution muss die wirtschaftlichen Verhältnisse auf ihrer Seite haben (Marx); eine siegreiche Revolution braucht vor allem Ingenieure (Sowjetunion); eine erfolglose Revolution bedarf der Psychologie (*Lazarsfeld 1968,149*).

Diese Worte kennzeichnen in salopper Form das „Einfallstor“ der Psychoanalyse in die sozialwissenschaftliche Reflexion. Am Anfang stand hier insbesondere bei den marxistischen Intellektuellen ein irritiertes Kopfschütteln, nämlich das Erstaunen darüber, dass sich die Menschen nicht so verhielten, wie es nach der Marxschen Theorie bzw. weitergehend: nach den gängigen Vorstellungen rationalen bzw. „vernünftigen“ Handelns zu erwarten gewesen wäre. Statt der philosophisch wünschenswerten, ökonomisch prognostizierbaren und damit „objektiv notwendigen“ Revolution hatten sie einen pragmatischen Frieden gewählt – eine Entwicklung, die weder als ein Ausdruck bewussten politischen Handelns noch unbedingt als rein ökonomisch erklärbarer Niederlage im Klassenkampf begriffen werden konnte. Bezogen auf die „Grundgewissheiten“ [025] marxistischer Gesellschaftsanalysen ergab sich daher in zwei Dimensionen ein theo-

¹ Dies gilt bis ins 20. Jh. und zeigt sich nicht zuletzt an den Biographien der Kritischen Theoretiker selber: Max Horkheimer beispielsweise studierte sowohl Philosophie als auch Psychologie und schrieb seine erste Dissertation über ein psychologisches Thema, ohne je ein „Fachpsychologe“ gewesen zu sein. Dasselbe gilt für Erich Fromm, der ebenfalls beides studierte, mit einer soziologischen Promotion abschloss, aber später (trotz mancher Schwierigkeiten) durchaus als „Fachpsychologe“ im heutigen Sinne anerkannt wurde.

² Exemplarisch sei nur auf Talcott Parsons und Edward Shils hingewiesen: in ihrem Buch *Toward A General Theory of Action* nennen sie Freud in einem Atemzug mit Durkheim und Weber und bezeichnen ihn als einen der „great founders of the modern social theory“ (*Parsons/Shils 1951*). Ähnlich äußert sich C. Wright Mills, der zwar für eine ganz andere Tradition soziologischen Denkens steht, aber sich mit Parsons trifft, wenn er davon spricht, dass durch Freud „das Problem der Natur der menschlichen Natur in aller Breite aufgeworfen worden“ sei (*Mills 1959, 206*).



retischer Klärungsbedarf, der zu einer für manche unerwarteten Annäherung von Psychologie und Gesellschaftstheorie führte:

- Auf der einen Seite zwang die Erfahrung der „verlorenen Revolution“ zu einer Differenzierung der vorherrschenden ökonomischen Interpretationsmuster, die für eine Erklärung des Verhältnisses von *Basis und Überbau* offensichtlich nicht ausreichten. Denn „erfolgreich“ war die Revolution ausgerechnet in Russland gewesen, nicht hingegen in jenen entwickelten Ländern, in denen die gesellschaftliche Umwälzung angesichts des Widerspruchs von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen weit eher zu erwarten stand. Die ökonomische Analyse der „Basis“, so die naheliegende Schlussfolgerung, war daher durch sozialpsychologische Analysen des gesellschaftlichen „Überbaus“ zu ergänzen – ein Anspruch, der zumindest als Lippenbekenntnis quer durch alle Parteien vertreten wurde.
- Ein zweiter, von der Problematik von Basis und Überbau zu unterscheidender Themenkomplex betraf das Stichwort *Unbewusstes und Bewusstsein*. Sowohl der Wahwitz des Weltkrieges als auch die Entwicklung nach 1918 hatte deutlich gemacht, dass die Menschen offensichtlich nicht so „rational“ handelten, wie es die Theorie von ihnen erwartete. Und sie handelten auch nicht immer „bewusst“, d.h. vor dem Hintergrund klarer Handlungsbegründungen, sondern waren durch unbewusste Momente bestimmt. Dieses Unbewusste in seinen regressiven, aber eventuell auch antizipatorischen Momenten theoretisch zu bestimmen, schien um so dringlicher, als es in der zeitgenössischen Lebensphilosophie als Irrationales gegen die Universalisierung der kapitalistischen Zweckrationalität ausgespielt und zu einer „höheren Macht“ erhoben wurde – eine These, auf die der Marxismus zumindest solange keine Antwort geben konnte, wie er die einfache Gleichsetzung von „Unbewustem“ und „Irrationalem“ unter umgekehrten Vorzeichen selbst betrieb und das Unbewusste als Irrationales abwertete bzw. verdrängte ohne nach der Begrenztheit seines eigenen Rationalitäts- und Bewusstseinskonzepts zu

fragen.

Allerdings wurden diese beiden Problemstellungen (Basis/Überbau; Bewusstsein/Unbewusstes) in den zeitgenössischen Diskussionen nur selten in ihrem systematischen Zusammenhang gesehen. So gab es kaum Berührungspunkte zwischen den Beiträgen der sog. „Freudomarxisten“ von Bernfeld (1926), Reich (1929) oder Fenichel (1934) und den philosophischen Lesarten der Psychoanalyse, wie sie etwa von Ernst Bloch (1923, 238ff.) angedeutet wurden. Für den Frankfurter Kreis – und dies kennzeichnet meines Erachtens seine Ausnahmestellung in der damaligen Zeit – spielten hingegen von Anfang an *beide* Perspektiven eine Rolle. Denn die Psychoanalyse wurde nicht nur unter dem sonst vorherrschenden Gesichtspunkt von Ökonomismus- und Objektivismuskritik (bzw. Basis und Überbau) diskutiert, sondern ebenso unter der Perspektive „Unbewusstes und Bewusstseinskritik“ (bzw. Rationalismus und Irrationalismus).

Aber auch im Frankfurter Institut waren beide Aspekte keineswegs konstitutiv miteinander vermittelt, sondern zum Teil auf unterschiedliche Personen verteilt, die sich überdies nicht sonderlich verstanden. Die philosophische Lesart wurde vor allem von Theodor W. Adorno vertreten, der bereits 1927 eine umfangreiche, heute weitgehend in Vergessenheit geratene Abhandlung zum „Begriff des Unbewusstes in der transzendentalen Seelenlehre“ (Adorno 1927) verfasste. In dieser Arbeit versuchte Adorno in expliziter Abgrenzung vom [026] Selbstverständnis der Psychoanalyse als Therapie (vgl. Adorno 1927, 225) die Freudsche Konzeption erkenntnistheoretisch zu begründen und die „Idee einer *allgemeinen Psychoanalyse* als allgemeiner Erforschung der psychischen Dinge und ihrer dynamischen Zusammenhänge“ zu entwickeln (ebd., 235). Wichtig erschienen ihm die Freudschen Überlegungen vor allem deshalb, weil sich „die Psychoanalyse ... dem Unbewussten gegenüber erkennend verhält“ (ebd., 238). Indem sie das Unbewusste nicht hypostasiert, sondern auf seine nüchterne begriffliche Erkenntnis abzielt, ist sie „auf Auflösung der unbewussten Tatbestände selbst gerichtet“ (ebd., 320).

Für Adorno war die Psychoanalyse zeitle-



bens ein Instrument zur „Entzauberung des Unbewussten“ (ebd.). Durch die psychoanalytische Theorie, so seine Grundüberzeugung, verliert das Unbewusste den Charakter eines bloß „Irrationalen“ und wird einer rationalen, kritischen Rekonstruktion zugänglich. Mit dieser metatheoretischen Einschätzung stand er Max Horkheimer nahe, dem er im Vorwort seiner Arbeit für zahlreiche Anregungen explizit dankte (vgl. ebd., 82). Allerdings teilte Horkheimer, der sich selbst nur wenig mit Freud beschäftigt hatte, nicht nur die philosophischen Intentionen Adornos, sondern war zugleich durch Erich Fromm beeinflusst, der weit stärker an die Überlegungen der Freudomarxisten anschloss und seit Ende der zwanziger Jahre ebenfalls im Kontext des Instituts für Sozialforschung arbeitete.

Die Einflüsse beider lassen sich in Horkheimers *Antrittsrede* zur Übernahme des Direktorsrats am Frankfurter *Institut für Sozialforschung* aus dem Jahre 1931 erkennen (*Horkheimer 1931*). In dieser Rede, in der das Konzept eines „interdisziplinären Materialismus“ (vgl. *Bonß/Schindler 1982*) als neue Forschungsprogramm des Instituts entwickelt wurde, wies Horkheimer der Psychologie einen entscheidenden Platz für die zu entwickelnde „Theorie des gegenwärtigen Zeitalters“ zu. Gegenstand einer gesellschaftstheoretisch interessierten Sozialwissenschaft, so Horkheimers Ausgangsthese, sei die „Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem wirtschaftlichen Leben der Gesellschaft, der psychischen Entwicklung der Individuen und den Veränderungen auf den Kulturgebieten im engeren Sinne“ (*Horkheimer 1931,43*). Diese in disziplinärer Hinsicht auf Ökonomie, Psychologie und Kulturtheorie verweisende Frage sei nur interdisziplinär zu beantworten, erfordere aber vor allem die Konstruktion einer sozialpsychologischen Theorie, da hier die größten Erklärungsdefizite bestünden.

Die als Ergänzung und „Verfeinerung“ des Marxismus gedachte Psychologie konnte nach Horkheimer nur eine „Psychologie des Unbewussten“ (*Horkheimer 1932,135*) sein. Diese Ortsbestimmung verwies eindeutig auf die Psychoanalyse, deren Aufgabe darin gesehen wurde, „jene irrationalen, zwangsmäßig die Menschen bestimmenden Mächte“ (ebd.) herauszuarbeiten, die dazu führen, dass „das Handeln

numerisch bedeutender Schichten nicht durch Erkenntnis, sondern durch eine das Bewusstsein verfälschende Triebmotorik bestimmt ist“ (ebd.). In dieser Formulierung wird die ideologiekritische Kernintention der Weimarer Linken deutlich, die sich letztlich stets an der Frage abarbeitete, wieso ein Klassenbewusstsein, wie es durch die Marxsche Theorie nahegelegt wurde, praktisch nicht oder nur in geringem Umfang entstand. Um hierauf eine Antwort zu finden und das Verhältnis von Basis und Überbau bzw. Bewusstsein [027] und Unbewusstem sowohl unter onto- wie phylogenetischen Gesichtspunkten greiflich zu machen, reichen die metatheoretischen Reflexionen Adornos allein freilich nicht aus, und sofern es um die Entwicklung einer materialen „analytischen Sozialpsychologie“ ging, rekurrierte Horkheimer auch stets auf die entsprechenden Ansätze Fromms, die in der *Antrittsrede* wie in damit in Zusammenhang stehenden Aufsätzen (vgl. z.B. *Horkheimer 1932*) zum Teil wörtlich übernommen wurden.

Trotz dieses Rekurses sollen freilich nicht die *perspektivischen* Differenzen zwischen Fromm und Horkheimer übersehen werden, die seit Mitte der dreißiger Jahre offensichtlicher wurden und ein tieferliegendes Moment für die spätere Trennung Fromms vom Institut bildeten. In Anschluss an die erkenntniskritisch akzentuierten Thesen Adornos begriff Horkheimer die Sozialpsychologie stets aus einer philosophischen Perspektive und sah in ihr vorrangig eine an der Aufdeckung von Pathologien orientierte „Hilfswissenschaft“ der Gesellschaftstheorie; Fromm hingegen begriff sie eher als eine sozialwissenschaftliche Grunddisziplin, die sich keineswegs nur mit Pathologien beschäftigte.³ Und während Horkheimer davon ausging, dass man um so weniger „auf psychologische Erklärungen zurückgreifen (brauche), je mehr das geschichtliche Handeln von Menschen und Menschengruppen

³ Vgl. hierzu bereits *Fromm 1929, 268* – Ergänzend ist zugleich festzuhalten, dass für Horkheimer – und auch hier stand er von Anfang an auf der Seite Adornos – die Psychoanalyse letztlich nur als *Theorie* von Interesse war, während Fromm als praktizierender Analytiker sie immer auch als *Therapie* begriff (vgl. *Fromm 1935*), und genau diese Differenz bildete auch einen letztlich entscheidenden Ausgangspunkt für spätere theoretische Abgrenzungen.



durch Erkenntnis aktiviert ist“ (*Horkheimer* 1932, 135), teilte Fromm diese ‘vernunftzentrierte’ Optik keineswegs. Weder ging er davon aus, dass das Unbewusste vollständig in Bewusstsein transformierbar sei, noch bewertete er, wie Horkheimer, das Unbewusste grundsätzlich negativ. Jenseits aller psychischen Deformierungen waren im Unbewussten für Fromm stets auch emanzipatorische Momente enthalten – eine Akzentsetzung, die sich nicht zuletzt in seiner Fassung der Triebtheorie niederschlug.

Die Triebtheorie galt in den zwanziger Jahren vor allem bei den Freudomarxisten als der zentrale Ausweis des materialistischen Charakters der Psychoanalyse. Zwar blieb unklar, was unter dem Stichwort des „Triebes“ im einzelnen zu verstehen sei – einig war man sich allein in der Ablehnung des Freudschen Konzepts des Todestriebs. Aber gerade weil eine explizite Diskussion des Triebbegriffs fehlte, konnten die Triebe sehr leicht mit den biologisch-materiellen Grundlagen des Lebens gleichgesetzt werden. In diesem Sinne argumentierte auch Fromm, wenn er den Materialismus Freuds darin erblickte, dass dieser „nicht von Ideen, sondern vom irdischen Leben“ (*Fromm* 1932a, 33) ausgehe und die biologisch-materiellen Bedürfnisse an den Anfang der Theoriebildung stelle. Freud erschien ihm dementsprechend als Verfechter einer materialistischen Naturwissenschaft der Seele, als deren Basiskategorie der Triebbegriff gelten müsse. Die Triebwelt selbst wiederum wurde, ganz im Stil des damaligen Materialismusverständnisses, ebenso allgemein wie blumig als eine „Naturkraft“ charakterisiert, „die gleich anderen unmittelbar zum Unterbau des gesellschaftlichen Prozesses gehört“⁴.

Allerdings werde diese „Naturkraft“ nie an sich handlungsrelevant, sondern erscheine „immer schon in einer bestimmten, durch den gesellschaftlichen Prozess veränderten Form“ (ebd., 45). So gesehen seien es auch nicht unbedingt die Triebe, die im Zentrum des Interesses stünden. Stattdessen, so Fromm, bilde „die aktive und passive Anpassung des Triebes an soziale

⁴ (Ebd., 49) – Zu den in dieser Metaphorik aufscheinenden Verengungen des Naturbegriffs, wie sie nicht nur für den orthodoxen Materialismus, sondern auch für die frühe Kritische Theorie kennzeichnend waren, vgl. *Dahmer* 1973, *Whitebook* 1979.

Tatbestände die [028] Kernauffassung der Psychoanalyse“ (ebd., 31). Der Gegenstand der analytischen Sozialpsychologie müsse somit der Prozess der gesellschaftlichen Formung und Verformung der Libido sein, der nach Fromm grundsätzlich doppelsinnig zu begreifen ist. Auf der einen Seite werde die Libido über die Mechanismen der Sublimierung und Verdrängung prinzipiell domestiziert; die triebhafte Basis verwandle sich auf diesem Wege in eine gesellschaftstypische „libidinöse Struktur“, die in der Regel „selbst zu einem das Klassenverhältnis stabilisierenden Moment wird“ (ebd., 51). Auf der anderen Seite – und hier werden die positiven Konnotationen des Unbewussten sichtbar – lässt sich die Libido nach Fromm jedoch nicht grenzenlos manipulieren. Unter der Voraussetzung wachsender gesellschaftlicher Widersprüchlichkeit und Unterdrückung sei vielmehr damit zu rechnen, dass die funktional positive Beziehung zwischen den Trieben und den sie verformenden ökonomischen Organisationsprinzipien sich in ihr Gegenteil verkehre und libidinöse Energien mit aufspirender Wirkung freigesetzt werden.

Die These von der Libido als naturales Widerstandsmoment, die später vor allem von Marcuse (1955) aufgegriffen wurde, blieb allerdings recht vage und spielte in der weiteren Explikation nur eine untergeordnete Rolle.⁵ Weit wichtiger (und im Verhältnis zu Horkheimer auch anschlussfähiger) war demgegenüber die Ausarbeitung des Begriffs der „libidinösen Struktur“, den Fromm als Kern seiner Sozialpsychologie verstand. Definiert wurden die libidinösen Strukturen „als ein Produkt der Einwirkung der sozialökonomischen Bedingungen auf die Triebtendenzen“ (ebd., 52). Sie sind ein ohne die naturale Basis des Triebes nicht denkbare, aber hiervon zugleich unterschiedenes, weil in gesellschaftliche Ausdrucksformen übersetztes Moment, das für die soziale Integration von erheblicher Bedeutung ist. Denn die libidinösen Struk-

⁵ Als „Ersatz“ kann allerdings die Frommsche Rezeption der Mutterrechtstheorie Bachofens und der darauf bezogenen ethnologischen Untersuchungen angesehen werden (vgl. *Fromm* 1934), die gleichsam als ein empirischer Indikator für ein „mögliches Anderssein“ von Gesellschaft und libidinöser Struktur angesehen wurden (und interessanterweise in den Arbeiten seit den vierziger Jahren keine große Rolle mehr spielen).



turen, die nicht direkt sichtbar sind, sondern sich nur über ihre Symbolisierungen im Rahmen von Deutungs- und Handlungsmustern dechiffrieren lassen, verweisen auf eine Art mentale Infrastruktur und bilden „gleichsam den Kitt, ohne den die Gesellschaft nicht zusammenhielte“ (ebd., 50).

Für Fromm waren die libidinösen Strukturen der zentrale Faktor für die Gefühls-, Bewusstseins- und Ideologieentwicklung innerhalb der verschiedenen Gesellschaftsschichten. Sie entwickeln sich wie die *individuelle* psychische Struktur über die Mechanismen der Verdrängung und Sublimierung. Aber sie gehen hierin nicht auf, sondern verweisen auf überindividuelle Zusammenhänge und Ausdrucksformen, die als sozialpsychologische nur aus den soz./ökonomischen Bedingungen der jeweiligen Lebenssituation erschlossen werden können. Ihren konkreten Niederschlag finden sie in bestimmten, sozialtypischen Handlungs- und Deutungsmustern, die über die Familie als zentrale „psychologische Agentur der Gesellschaft“ (ebd., 35) einsozialisiert werden. Allerdings geschieht dies nicht in ein und derselben Weise: So wie die Familienstrukturen je nach Klassenlage unterschiedlich aussehen, differieren auch die libidinösen Strukturen bzw. die durch sie bestimmten Sozialcharaktere, und eine sozialpsychologische Analyse muss deshalb auch immer darauf abzielen, diese Unterschiede genauer herauszuarbeiten.

Diese These erinnert an Wilhelm Reich (1929), und ähnlich wie Reich versuchte Fromm sie unter Bezug auf die Freudsche Charakterologie und [029] Sozialisierungstheorie noch weiter zu präzisieren (vgl. *Fromm* 1932b). Im einzelnen geschah dies in zwei Schritten: Ausgehend von der Differenzierung zwischen oraler, analer und phallischer Phase, beschrieb Fromm zunächst die im Rahmen der Libidoentwicklung entstehenden Verhaltensmuster als individualpsychologische Dispositionen, die sich im Zuge der Reifung zu je eigenen Typen bzw. Charakterstrukturen verfestigen können. In Anlehnung an Sombart und Weber kam es dann in einem zweiten Schritt zu einer Soziologisierung dieser Charakterstrukturen. So zog Fromm den (Analogie-)schluss, dass „die für den Menschen der bürgerlichen Gesellschaft typische libidinöse Struktur durch eine

Verstärkung der analen Libidoposition charakterisiert ist“ (ebd., 274). Umgekehrt seien beim Proletariat aufgrund seiner Stellung im Produktionsprozess an sich die Bedingungen für die Herausbildung „genitaler“ Charakterstrukturen günstig (vgl. ebd., 275).

2) Die empirische Praxis der analytischen Sozialpsychologie

Zwar kann man sich darüber streiten, ob diese Begründung des Konzepts der libidinösen Strukturen und klassenspezifisch divergierenden Sozialcharaktere tatsächlich theoretisch tragfähig ist (vgl. *Dahmer* 1973, 350ff.). Aber für das Frankfurter Institut der frühen dreißiger Jahre war die Frommsche Argumentation insofern wichtig, als sie einen Wirklichkeitsbereich zwischen ökonomischen Strukturgesetzen und individuellen Reaktionsformen bezeichnete, der auf diese Weise auch zu einem Gegenstand empirischer Forschung werden konnte. Diese Akzentsetzung war für Fromm wie für Horkheimer gleich wichtig. Die psychoanalytische Charakterologie beispielsweise drängte geradezu nach einer empirischen Weiterentwicklung. So ließen sich die Idealtypen des „analen“ und des „genitalen“ Charakters nach Fromm nur auf dem Wege empirischer Feldstudien in Realtypen überführen, differenzieren und in ihrer Verteilung bestimmen; eine Ansicht, die von Horkheimer geteilt und bekräftigt wurde (vgl. *Horkheimer* 1931, 41ff).

Allerdings argumentierte Horkheimer hierbei aus einer anderen Perspektive als Fromm. Sein Plädoyer für eine empirische Forschung ergab sich letztlich aus gesellschaftstheoretischen und wissenschaftsorganisatorischen Überlegungen. Die Krise des Marxismus, so Horkheimer, ließ sich nur dann beheben, wenn die einschlägigen Theorien nicht dogmatisch gehandhabt, sondern historisch und empirisch sensibilisiert wurden – ein Ziel, das in seinen Augen eine spezifische Verknüpfung von *Sozialphilosophie* und *Sozialforschung* erforderlich machte. Denn nur wenn es gelang, die *sozialphilosophischen* Intentionen im Rahmen einer interdisziplinär angelegten *Sozialforschung* zu reformulieren und zu konkretisieren, bestand Aussicht, die gesellschaftlichen Verhältnisse als ein „unvergleichliches, sich



FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

fortwährend umstrukturierendes Ganzes“ (*Horkheimer* 1933a, 159) tatsächlich fassen zu können und das zu erarbeiten, was Horkheimer als „*Theorie des historischen Verlaufs der gegenwärtigen Epoche*“ (*Horkheimer* 1931, 41) bezeichnete.

Für Fromm waren diese Überlegungen eher sekundär. Denn für ihn stand nicht das Problem einer sozialphilosophisch akzentuierten „Theorie des [030] historischen Verlaufs“ im Zentrum, sondern die Frage, ob und wie sich seine theoretischen Vermutungen zu bestimmten Sozialcharakteren empirisch nachweisen ließen. Um dies zu klären, mussten empirische Befragungen durchgeführt werden, und zwar am besten bei jenen Gruppen, die bei der ‘verlorenen’ Revolution von 1918 ‘versagt’ hatten, also bei den Arbeitern und Angestellten. Wie eine solche Arbeiter- und Angestelltererhebung durchzuführen sei, war freilich zunächst unklar. Dies um so mehr, als es hierfür zumindest im deutschsprachigen Raum kaum Vorbilder gab. Aufgrund der prinzipiellen Unterentwicklung der empirischen Sozialforschung fehlten zugleich die entsprechenden methodischen Standards und Erfahrungen, und schließlich verfügte Fromm auch nicht unbedingt über das, was man heute als „Feldzugang“ bezeichnet.

Um so erstaunlicher ist es, dass bereits 1928 unter Fromms Leitung mit den Vorarbeiten für eine umfangreiche Erhebung begonnen wurde. Gemeint ist die Studie über *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches*, die auf eine vergleichende Analyse der materiellen Lage, politischen Orientierungen und kulturellen Einstellungen von Arbeitern und Angestellten abzielte. Zwar wäre Fromm alleine mangels entsprechender Kenntnisse und Erfahrungen wahrscheinlich gar nicht in der Lage gewesen, eine solche Untersuchung auf die Beine zu stellen. Aber im Kontext des Instituts gab es Mitarbeiterinnen wie Hilde Weiß, die den schmalen Bestand vergleichbarer Untersuchungen kannten und Fromm mit dem zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Forschungsstand vertraut machten. Auf der anderen Seite hatte Fromm aber auch eigene Vorstellungen, die sich im Wesentlichen aus seinen Erfahrungen mit der Psychoanalyse speisten. Was die Arbeiter und Angestellten dachten und in welchem Zusammenhang ihre

Deutungsmuster standen, war hiernach am ehesten über die unmittelbare Interaktion im Rahmen psychoanalytischer Tiefeninterviews zu erfahren – eine Akzentsetzung, die für die Weimarer Soziologie völlig untypisch und auch nur schwer in konkrete Forschungspraxis zu übersetzen war.

Das konkrete Design der Studie lief nicht zuletzt deshalb auf eine Mischform hinaus. Da direkte Interviews schon aus Zeit- und Kostengründen nicht durchführbar waren, zumal der Anspruch bestand, eine quantitative Massenerhebung durchzuführen, entschied man sich für eine schriftliche Befragung. Um deren Nachteile zumindest ansatzweise in den Griff zu bekommen, sprach man sich allerdings für einen grundsätzlich ‘offenen’ Fragebogen aus, bei dem möglichst wenig mit standardisierten Antwortvorgaben gearbeitet werden sollte. Auf diese Weise hofften Fromm und seine Mitarbeiterinnen, die Assoziationsfähigkeit der Befragten besser ausnutzen zu können und eine Informationsdichte zu erreichen, die es erlaubte, den Bogen mit psychoanalytischen Methoden auszuwerten. Beispiele für derartig offene Fragen waren etwa die folgenden: Welchen Beruf hätten Sie am liebsten? (I.54). Wie heißen Ihre Lieblingsfilme? (III.9). Welche Menschen halten sie für die größten Persönlichkeiten in der Geschichte? (IV.26). Wie kann Ihrer Meinung nach ein neuer Weltkrieg verhindert werden? (IV.29).

Die offenen Fragen, bei denen keine Antwortkategorien vorgegeben waren oder vorgegebene ergänzt werden konnten, standen zwar eindeutig im Vordergrund. Aber getreu dem Postulat der Methodenvielfalt wurden sie zum Teil [031] durch projektive Items ergänzt, die als Indikatoren für bestimmte Einstellungen interpretiert wurden. Hierzu gehören Statements wie: Glauben Sie, dass der einzelne Mensch an seinem Schicksal selbst schuld ist? (IV.22) oder: Halten Sie es für richtig, dass die Frauen einen Beruf ausüben? (111.26). Und schließlich gab es auch einige geschlossene Fragen bzw. Fragen mit klaren Answerwartungen, die sich auf jene Wirklichkeitsbereiche bezogen, die quantitativ eindeutig bestimmbar waren. Auch hierfür wiederum einige Beispiele: Wieviele Kinder haben Sie? (IV.4). Wieviele Wohn- und Schlafräume hat ihre Wohnung? (11.21). Beruf Ihres Vaters: Arbei-



ter – Angestellter – Beamter – selbständig (II.1).

Welche Fragen am wichtigsten und wie sie im Detail auszuwerten waren, stand zu Beginn des Projekts noch keineswegs fest. Denn wie Fromm selbst schrieb, musste man sich mangels entsprechender Vorbilder in der Durchführung der Enquete selbst „erst die richtige Anwendung der Fragebogenmethode erarbeiten“ (Fromm 1936, 231). Dies macht einerseits den innovativ-experimentellen Charakter des Unternehmens deutlich, auch wenn andererseits der Fragebogen nach heutigen professionellen Maßstäben eher ungewöhnlich ausfiel. Mit 271 Fragen war er extrem lang, und es verwundert kaum, dass nur ein Teil durchgängig beantwortet wurde. Insgesamt wurden zwischen 1929 und 1931 über 3000 Fragebögen verschickt, von denen rund 1100 zurückkamen – angesichts der Anforderungen des Fragebogens ein durchaus akzeptabler Wert. Aufgrund der erzwungenen Emigration standen für die Auswertung selber freilich nur noch 584 Bögen zur Verfügung, die allerdings nach Fromm nicht eine spezifische Gruppe betrafen, sondern, bezogen auf die befragte Gesamtpopulation, noch als einigermaßen repräsentativ gelten konnten.

Für die Auswertung selber bestand die Idee einer gleichermaßen qualitativen wie quantitativen Analyse. Denn auf der einen Seite sollte jeder Bogen für sich genommen als Ausdruck einer individuellen Charakterstruktur interpretiert werden, auf der anderen Seite galt es aber auch, die jeweilige quantitative Relevanz dieser Charakterstruktur im Gesamtmaterial zu bestimmen. Schwierigkeiten ergaben sich hierbei vor allem bei den im Vordergrund stehenden nichtstandardisierten Fragen, die so aufbereitet werden mussten, dass sie für eine vergleichende quantitative Analyse brauchbar wurden, ohne ihre qualitative Besonderheit einzubüßen. Bei der Frage nach den „größten Persönlichkeiten in der Geschichte“ beispielsweise wurden insgesamt 160 Namen genannt, die zwar für sich genommen jeweils das Resultat einer psychologisch höchst bedeutsamen Entscheidung sein mochten, die aber gleichwohl nicht so stehen bleiben konnten, sondern auf übergreifende Kategorien zu beziehen und theoretisch zusammenfassend zu ordnen waren.

Diese theoretische Zusammenfassung und

Verdichtung, die Fromm als „interpretative Klassifikation“ bezeichnete, trug in seinen Augen eindeutig psychoanalytische Züge. Denn um „die ursprünglichen Antworten in die Sprache der zugrunde liegenden Persönlichkeit zu übersetzen“ (Fromm 1937/38, 64), mussten die zu kategorisierenden Äußerungen „in derselben Weise analysiert (werden), wie ein Psychoanalytiker den Assoziationen seines Patienten zuhört“ (Jay 1973, 147). Hierbei spielten vor allem „die individuellen Ausdrucksnuancen eine Rolle, die bei einer Aufschlüsselung nach den manifesten Inhalten unbeachtet bleiben“ (Fromm 1937/38, 64). So sollte es anhand der Auswahl und [032] Einbettung bestimmter Wörter bzw. Wortkombinationen möglich werden, die latenten Gehalte der manifesten Aussagen zu dechiffrieren und das Verhältnis zwischen bewusster und unbewusster Realität aufzudecken.

Dieses Konzept ging über eine schlichte Klassifikation ohne Frage weit hinaus und verweist eher auf eine höchst voraussetzungsvolle, komplette Auswertungsstrategie, die für die Auswertung der Arbeiter- und Angestelltenstudie freilich nur begrenzt leitend war. Die für die einzelnen Antworten erarbeiteten Klassifikationen waren nämlich zunächst kaum psychoanalytisch orientiert, sondern basierten auf einem politisch orientierten „Rechts-Links-Schema“ mit den drei Positionen „konservativ“, „liberal“ und „sozialistisch“. Fand sich z.B. zur Frage: „Was denken Sie über Rationalisierungsmaßnahmen?“ der Satz: „Rationalisierung ermüdet den Arbeiter und macht ihn arbeitsunwillig“, so wurde diese Antwort aufgrund des Ausdrucks „arbeitsunwillig“ unter die Kategorie „Unternehmerstandpunkt“ subsumiert und einer potentiell „konservativen“ Haltung zugeordnet. Und gab ein Proband an, dass er gerne „klassische Literatur, aber keine Romane und ähnlichen Schund“ lese, so wurde dies als ‚bildungsbürgerlich-konventionell‘ und damit ebenfalls als potentiell „konservativ“ eingestuft; interessierte er sich hingegen für „Buddenbrooks“ oder für „Büchner, Danton, Masareel“, so galt die Antwort als ‚individuell‘ bzw. progressiv und damit potentiell sozialistisch.

Dieses Bewertungsmuster erfuhr allerdings eine psychologische ‚Verlängerung‘ insofern, als das Links-Rechts-Schema im nächsten Schritt mit den psychoanalytisch begründeten Charakterty-



pen in Beziehung gesetzt wurde. Neben dem bürgerlichen Analcharakter, der jetzt als „autoritärer“ Charakter firmierte, und dem proletarischen Genitalcharakter wurde in diesem Zusammenhang noch ein dritter Typ entwickelt, nämlich der ambivalente Charakter, wobei Fromm, ganz im Stil der damaligen Debatte um Marxismus und Psychoanalyse, davon ausging, dass der *autoritäre* Charakter zum *Konservatismus*, der *ambivalente* zum *Liberalismus* und der *genitale* Charakter zum *Sozialismus* neigen würden. Die sozialistisch-revolutionären Einstellungen galten dabei als grundsätzlich positiv, die konservativ-autoritären als negativ, und da diese Dichotomisierung in allen Dimensionen Anwendung fand, ergab sich letztlich ein hypothetisches Konzept von Einstellungsstrukturen, an dessen einem Ende die konsistent „antiautoritären“ Linken, am anderen hingegen die durchgängig „autoritären“ Rechten standen.

Mit seiner wertmäßigen Polarisierung auf allen Ebenen repräsentierte dieses Modell zweifellos ein Zerrbild der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zwar spiegelte es in mancher Hinsicht die Eigenideologie der Weimarer Linken wider, aber auf der Ebene der theoretischen Erwartungen führte es aus heutiger Perspektive eher zu Karrikaturen. Denn konsistent „links“ waren dem Modell nach nur jene Personen, die in der KPD oder SAP organisiert waren, jeden Führerkult ablehnten, gleichwohl ihre Wohnung mit Marx- oder Leninbildern schmückten und schließlich für moderne Literatur und Bauhausarchitektur schwärmten. Umgekehrt wurde von konsistent „Rechten“ erwartet, dass sie in NSDAP, DVP oder Stahlhelm organisiert waren, als größte Figuren in der Geschichte Diktatoren benannten, in ihrer Wohnung mit Vorliebe Brandmalereien aufhängten und die Architektur der Gründerzeit für das Größte hielten. Aber gerade diese [033] Überzeichnung erwies sich für die empirische Rekonstruktion paradoxerweise als produktiv. Denn durch die theoretische Überzeichnung der Idealtypen wurde methodologisch gesehen die Möglichkeit einer *Falsifikationsanalyse* eröffnet, in deren Rahmen Zug um Zug die Begrenztheit des eigenen Modells deutlich und entsprechende Differenzierungen entwickelt werden konnten.

Als erstes Ergebnis zeigte sich dabei sehr schnell, dass insbesondere die kulturellen Vorlie-

ben der Arbeiter mit denen der (letztlich bürgerlich geprägten) linken Intellektuellen nicht unbedingt übereinstimmten. So waren die Bauhausanhänger keineswegs in der Mehrheit, die Dekoration des trauten Heimes erwies sich als gemischt, und bei den literarischen Vorlieben, sofern sie überhaupt offenbart wurden, ergab sich eher eine konservative Mehrheit. Allerdings waren gerade bei den ‘kulturellen’ Fragen die Antwortausfälle sehr hoch. Denn sofern sie eindeutig am Interessen- und Informationshorizont einer Intellektuellen-Elite orientiert waren, sagten sie den Probanden in vielen Fällen offensichtlich nicht sehr viel, und es war deshalb kein Wunder, dass diese Dimension in die weitere Auswertung kaum bzw. nur am Rande einging.

Anders hingegen sah es bei den politischen Orientierungen aus, zu denen durchgängig Stellung genommen wurde, und zwar mit ebenso überraschenden wie bemerkenswerten Ergebnissen. Denn obwohl die Population im Wesentlichen aus Arbeitern mit mehrheitlich linken politischen Sympathien bestand, war der Prozentsatz „revolutionärer“ politischer Statements keineswegs dominant. Und er nahm überdies genau in dem Maße ab, wie der „politische“ Gehalt einer Frage nicht mehr unmittelbar zu erkennen war. So votierten bei der Frage nach der idealen Regierungsform insbesondere die in KPD und SAP organisierten Befragten zwar erwartungsgemäß für das Sowjet- bzw. Räteystem. Aber bei der Frage nach den bedeutendsten Persönlichkeiten der Geschichte wurden schon häufiger reaktionäre Gestalten genannt. So tauchten in einem Atemzug mit Marx und Lenin durchaus Cäsar, Nero oder Alexander der Große auf, wohingegen eine ‘humanistische’ Kombination mit Sokrates, Pasteur oder Kant seltener war. Dass die sich hierin andeutenden, latenten Sympathien für undemokratische Lösungen auch bei den parteipolitisch eindeutigen „Linken“ vorhanden waren, zeigte sich auch bei der Frage nach den Möglichkeiten einer Weltverbesserung, und bei den Stellungnahmen zum (scheinbar unpolitischen) Problem der Prügelstrafe gab es schließlich bedeutend mehr autoritäre als antiautoritäre Antworten.

Dieser Befund verlangte ohne Frage nach einer weiterführenden Analyse. Denn die Mehrheit der Befragten bekannte sich zwar zu den (in



der Regel linken) Parolen ihrer Bezugsparteien, aber bei subtileren Fragen sank die Radikalität der Stellungnahmen beträchtlich. In einem zweiten Schritt versuchten Fromm und seine Mitarbeiter daher die Konsistenz bzw. Inkonsistenz der Einstellungsstrukturen genauer herauszuarbeiten. Hierzu wurden drei Komplexe bzw. „Syndrome“ ausgewählt, die es in ihrem systematischen Zusammenhang genauer herauszuarbeiten galt: Zum einen die unmittelbar „politische“ Einstellung, zum anderen die Haltung gegenüber der sowohl politischen als auch sozialen „Autorität“ und schließlich die politisch scheinbar völlig unverdächtige Einstellung zum „Mitmenschen“. Für jeden dieser drei Komplexe wurden zwei bis drei offene und bereits interpretativ klassifizierte Fragen als [034] Indikatoren herausgegriffen, wobei man die jeweiligen Antworten zunächst auf ihre interne Konsistenz und anschließend auf ihr Verhältnis zueinander überprüfte.

Diese Konsistenzprüfungen, die wiederum durch Korrelationen mit den Parteibindungen und dem beruflichen Status (gelernte/ungelernte Arbeiter vs. gelernte /ungelernte Angestellte) ergänzt wurden, ließen die sich zuvor andeutenden Ergebnisse noch schärfer hervortreten. So wurde einerseits deutlich, dass die objektive Klassenlage für das politische Bewusstsein offensichtlich von geringerer Bedeutung war als der jeweilige Bildungsgrad. Denn die Differenzen zwischen Arbeitern und Angestellten ließen sich zum Teil in Bildungsdifferenzen auflösen. Auf der anderen Seite – und dies war letztlich noch wichtiger – ergab sich durch die Bank eine unübersehbare Diskrepanz zwischen der politischen Orientierung im engeren Sinne, der Haltung gegenüber der Autorität und den Einstellungen zum Mitmenschen. Während die unmittelbar „politischen“ Einstellungen relativ geringe Widersprüche aufwiesen und mit der Parteizugehörigkeit der Befragten in der Regel einigermaßen übereinstimmten, zeigten sich bei den Haltungen gegenüber der „Autorität“ und den „Mitmenschen“ erstaunlich hohe Inkonsistenzen, und zwar sowohl intern als auch im Vergleich zu den geäußerten offiziellen politischen Orientierungen.

Bezogen auf das Selbstverständnis der Weimarer Intellektuellen war dieses Ergebnis verhee-

rend. Denn jenseits der offiziellen politischen Bekenntnisse und Parolen erwiesen sich die Mitglieder und Sympathisanten von der KPD über die SAP bis hin zur SDP als oft ebenso autoritätsfixiert wie Bürgerliche oder Nationalsozialisten. Bezogen auf alle drei Syndrome konnten letztlich nur 15 % der Befragten als eindeutig „radikal“ bzw. „revolutionär“ bezeichnet werden; 18 % erwiesen sich demgegenüber als völlig „autoritär“ bzw. „reaktionär“; der Rest war „ambivalent“, also uneindeutig und damit zumindest nicht resistent gegenüber autoritären Machtansprüchen (Fromm 1937/38,182). Bezogen auf die Mehrheitsgruppen der Sozialdemokraten, Linkssozialisten und Kommunisten war das Bild nur zum Teil besser. Zwar gab es insbesondere bei letzteren auf der Funktionärebene einen höheren Prozentsatz von Konsistenten. Aber auch hier waren nur 15 % eindeutig und weitere 25 % gebrochen links, während sich 5 % als konsistent und weitere 15 % als latent rechts erwiesen (vgl. ebd., 183-189) – ein Befund, der für Fromm nicht nur den geringen *manifesten* Widerstand gegen die nationalsozialistische Machtergreifung, sondern vor allem jene *latente* Anfälligkeit für autoritäre Lösungen aufzeigte, die für die Durchsetzung der NS-Herrschaft im Endeffekt vielleicht sogar noch wichtiger war.

3) Zur Fortführung der analytischen Sozialpsychologie

Als Horkheimer im Jahre 1931 die Ausdehnung der Arbeiter- und Angestelltenenerhebung „auf die entsprechenden Schichten in anderen hochentwickelten europäischen Ländern“ (Horkheimer 1931, 44) ankündigte, ließen sich die skizzierten Ergebnisse zwar noch keineswegs absehen. Aber das Problem der autoritär-herrschaftsstabilisierenden Dispositionen war bereits ins Zentrum des Aufmerksamkeitspektrums gerückt und sollte in der Fortführung vor [035] allem unter der Perspektive der Familie als zentraler Sozialisationsinstanz genauer analysiert werden. Ausgehend von dem Postulat der Methodenvielfalt setzte die Arbeit dabei auf verschiedenen Ebenen an: Neben acht Literaturberichten zum Themenfeld „Autorität und Familie“ wurden zunächst sechzehn Einzelstudien zu ökonomi-



schen, rechtlichen, politischen und historischen Aspekten der Familie in Auftrag gegeben. Im Herbst 1933 begann man dann in mehreren europäischen Ländern mit drei aufeinander abgestimmten Enqueten, um „die charakterologischen Einstellungen der Autorität und Gesellschaft ... (und) die Form der Zerrüttung der familialen Autorität durch die Krise“ (IFS 1936,10) genauer zu erfassen.

Trotz dieses Aufwands gelang es allerdings nicht, die verschiedenen Teile so zu koordinieren, dass ein zusammenfassender Endbericht möglich wurde (vgl. Bonß 1982,180ff.). Dass die veröffentlichten Teile jenseits der theoretisch einleitenden Aufsätze von Horkheimer, Fromm und Marcuse ein Torso blieben, lag zum Teil an den widrigen Bedingungen des Exils, zum Teil aber auch an den Ergebnissen selber, die zu deprimierend und in mancher Hinsicht auch zu wenig „marxistisch“ erschienen. Selbst der am weitesten entwickelte Teil, nämlich die Arbeiter- und Angestelltenenerhebung blieb deshalb unveröffentlicht, und innerhalb des Instituts selber wurde die Thematik auch erst wieder in den vierziger Jahren mit den *Studies in Prejudice* und insbesondere den *Studien zum autoritären Charakter* (Adorno et al. 1950) wieder aufgenommen (vgl. Bonß 1982, 210ff.).

Fromm selber, der das Institut 1938 verließ und an den *Studien zum autoritären Charakter* nicht mehr beteiligt war, wandte sich der analytischen Sozialpsychologie auch erst wieder Ende der fünfziger Jahre intensiver zu. Gemeinsam mit Michael Maccoby und einer größeren Arbeitsgruppe führte er zwischen 1958 und 1963 eine Studie zum *Gesellschafts-Charakter eines mexikanischen Dorfes* (Fromm/Maccoby 1970) durch, die in methodischer Hinsicht ausdrücklich als Fortführung der Arbeiter- und Angestellten-Erhebung verstanden wurde (vgl. ebd., 262ff.). So ging es in *theoretischer* Hinsicht erneut um die Überprüfung verschiedener Charaktertypen, wobei diesmal aufgrund der völlig anderen soziokulturellen Situation zwischen dem „produktiv-ausbeutenden“, dem „produktiv-hortenden“ und dem „nichtproduktiv-rezeptiven“ Charakter unterschieden wurde (vgl. ebd., 476ff.). Unter *methodischen* Gesichtspunkten kam wiederum ein (allerdings kürzerer) Fragebogen mit vornehmlich offenen Fragen zum Einsatz; ergän-

zend wurde ferner mit Rorschach-Tests und Thematischen Apperzeptionstests (TAT) gearbeitet. Und auch bei der *Auswertung* knüpfte Fromm an seine alten Arbeiten an. Denn im Zentrum stand wieder die Erarbeitung interpretativer Klassifikationen, die in einem aufwendigen Gruppendiskussionsverfahren entwickelt und validiert wurden (vgl. ebd., 518f.).

Es wäre ein Vortrag für sich, die Differenz zwischen der *Arbeiter- und Angestellten-Erhebung* und der *Mexiko-Studie* im Detail herauszuarbeiten, und dieses Thema wäre sicherlich auch lohnend. Denn neben den Weiterentwicklungen des Charakterkonzepts⁶ sind hier insbesondere in methodischer Hinsicht quantitative und qualitative ‘Verfeinerungen’ zu beobachten, die gerade im Vergleich zur Arbeiter- und Angestellten-Erhebung von Interesse sind.⁷ Aber die Weiterführungen können nicht die Parallelität in der Anlage überdecken, [036] und gerade an den Gemeinsamkeiten beider Untersuchungen lässt sich ablesen, was die analytische Sozialpsychologie als *empirisches* Projekt dem Modell nach auszeichnet. Hier scheinen mir letztlich folgende Punkte entscheidend zu sein:

- 1) Das *Ziel* der analytischen Sozialpsychologie besteht in der Aufdeckung von Ideologien und Charakterstrukturen, wobei mit der Basishypothese gearbeitet wird, dass handlungsrelevante Einstellungen nicht unbedingt bewusst, sondern oft unbewusst geprägt sind, weshalb es darauf ankommt, sich auf eben diese unbewussten Anteile zu konzent-

⁶ Dieses ist allerdings trotz diverser Aktualisierungen in Differenzierungen in theoretischer Hinsicht eher breiter als tiefer geworden und hat trotz mancher Umakzentuierungen seine milieutheoretischen Akzentuierungen letztlich auch nicht unbedingt verloren.

⁷ Differenzierungen fallen hierbei unter qualitativen wie quantitativen Perspektiven auf. So ist in qualitativer Hinsicht das Problem der „interpretativen“ Klassifikation weiterentwickelt worden, die Auswertungstechnik innerhalb der Interpretationsgruppe wird weit ausführlicher dargestellt, und ebenso interessant erscheinen die weiterführenden Überlegungen zur ergänzenden Berücksichtigung von TAT und Rorschach-Tests. Unter quantitativen Gesichtspunkten ist darüber hinaus eine Adaption an die neueren Standards statistischer Analyse zu notieren, die bis hin zur Durchführung von Faktoranalysen reicht.



rieren und sie in ihrem Verhältnis zu den bewussten zu rekonstruieren.

- 2) Als *Mittel* zur Aufdeckung der unbewussten Strukturen wird dabei das psychoanalytische Paradigma herangezogen, auf das letztlich in doppelter Form Bezug genommen wird:
 - a) Auf der einen Seite wird auf die Psychoanalyse als *Theorie* rekurriert. Unter dieser Perspektive gibt sie, sei es in „orthodoxer“ oder „revisionistischer“ Form, erklärende Hypothesen zur Entwicklungsdynamik des psychischen Apparats und zum Funktionszusammenhang bestimmter Charakterstrukturen vor, die es in der empirischen Forschung, ganz im Sinne der ‚konventionellen‘ Forschungslogik (vgl. *Bonß/Hartmann* 1985, 18f.) anhand bestimmter Merkmale bzw. Merkmalskombinationen nach dem Modell des Hypothesentestens zu „überprüfen“ gilt.
 - b) Auf der anderen Seite (und im Gegensatz zur konventionellen Forschungslogik) wird auf die Psychoanalyse als *Methode* Bezug genommen. Unter dieser Perspektive geht es darum, bestimmte, schriftlich oder mündlich gewonnene Aussagen nach den Regeln der psychoanalytischen Kunstlehre hermeneutisch zu dechiffrieren und Bedeutungszusammenhänge offenzulegen, die auf den ersten Blick nicht sichtbar sind.

Mit dieser Kombination unterscheidet sich die analytische Sozialpsychologie im Sinne Fromms übrigens gar nicht so sehr von dem Konzept seines Intimfeindes Adorno. Denn Adorno, der für das Design der *Studien zum autoritären Charakter* (*Adorno et al.* 1950) an entscheidender Stelle verantwortlich zeichnete, rekurrierte ebenfalls auf die Psychoanalyse als Theorie und Methode. So plädierte er unter methodischen Gesichtspunkten vorrangig für „intensive klinische Untersuchungen“ (*Adorno et al.* 1950, 16) an verschiedenen, als exemplarisch begriffenen Gruppen bzw. Einzelpersonen – ein Votum, das sich zwar in der Ausgestaltung, nicht aber in der Intention

von Fromm unterschied.⁸ Berührungspunkte zeigen sich trotz aller nach außen gekehrten Differenzen auch im Umgang mit der Freudschen Argumentation als Theorie. Zwar begriff Adorno die Psychoanalyse weit „orthodoxer“ als Fromm, aber auch er verstand die Freudsche Theorie nicht unbedingt als einen exakt definierten Bezugsrahmen mit klaren Operationalisierungen. Die Thesen zur Charakterstruktur und ihren Schichten galten vielmehr hier wie dort als unvollständige, problemleitende Interpretationsangebote, deren konkrete Bedeutung aus den mit der Methode der freien Assoziation bearbeiteten Antworten der Individuen erwachsen sollte (vgl. *Adorno* 1968, 726), um sie dann in einem zweiten Schritt mit den Mitteln des Hypothesentestens zu überprüfen.

Die angedeuteten Parallelitäten sollten zwar nicht über die Differenzen im Detail hinwegtäuschen. Aber sofern sie oft übersehen werden, scheint es wichtig, auf sie hinzuweisen, und zwar nicht zuletzt, um auf diese Weise eine vergleichende Diskussion überhaupt eröffnen zu können. Aufgrund der wechselseitigen Ab- und Ausgrenzungen der Beteiligten seit Anfang der vierziger [037] Jahre fehlt eine solche Diskussion bis heute. Dies ist umso bedauerlicher, als gerade der angedeutete Doppelbezug auf die Psychoanalyse als Theorie und Methode ebenso spannend wie aktuell ist. Denn er erlaubt nicht nur einen sehr flexiblen Umgang mit den Freudschen Theoriekonzepten, sondern hat auch zur Folge, dass in empirischer Hinsicht *kein Gegensatz zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren* entsteht. Die qualitative Methode der Dechiffrierung von einzelnen Einstellungen bzw. Charakterzügen lässt sich vielmehr mit der quantitativ orientierten Überprüfung der Verteilung von Charakterstrukturen durchaus verbinden – eine Akzentsetzung, die in der heutigen Forschung weitgehend verloren gegangen ist.

Betrachtet man die heutigen Ansätze einer analytischen Sozialpsychologie (vgl. z.B. *Leithäuser/Volmerg* 1988), so fällt auf, dass diese zwar in Einzelpunkten, wie etwa der Explikation des

⁸ Die Differenzen in der Ausgestaltung bezogen sich dabei insbesondere auf die Durchführung des interpretativen Verfahrens, das von Adorno nie, wie von Fromm, als Gruppendiskussion und -validierung gedacht wurde.



hermeneutischen Verfahrens, durchaus weiter entwickelt sind. Aber ganz abgesehen von einem relativ gering entwickelten Traditionsbewusstsein⁹ haben sie sich auf einen Gegensatz von quantitativen und qualitativen Verfahren versteift, der oftmals unproduktiv wird. Dies zumindest dann, wenn nicht mehr, wie angedeutet, zwischen der Psychoanalyse als Theorie und Methode unterschieden wird. Diese Differenzierung wiederzubeleben, scheint schon deshalb geboten, damit das in den einschlägigen Untersuchungen unübersehbare Defizit der Psychoanalyse als Theorie angegangen werden könnte. Denn vor dem Hintergrund der Polemiken um den Charakterbegriff zwischen Fromm einerseits und Adorno/Marcuse andererseits ist dessen Diskussion eher zu einer Glaubenssache geworden, obwohl erst ein vorurteilslos vergleichender Rekurs auf die divergierenden Antwortversuche deren relative Reichweite und damit zugleich den theoretischen Gehalt der analytischen Kategorien klären könnte. Aber auch unter der Perspektive der Psychoanalyse als Methode scheint eine komparative Analyse der verschiedenen Varianten analytischer Sozialpsychologie nach wie vor sinnvoll. Denn mit ihren jeweiligen Kombinationen von quantitativen und qualitativen Orientierungen waren Fromm wie Adorno in mancher Hinsicht weiter als ihre Nachfolgerinnen, und gerade weil die analytische Sozialpsychologie ein unabgeschlossener Lernprozess ist, stünde es ihr gut an, sich gerade an dieser Stelle jenseits der üblichen polemischen Abgrenzungen genauer an ihre eigenen Traditionen zu erinnern.

Literatur

- Adorno, Th. W. (1927): Der Begriff des Unbewussten in der transzendentalen Seelenlehre. In: ders., *Schriften*, Bd. 1, S. 79ff. Frankfurt: Suhrkamp 1972.
- Adorno, Th.W. (1968): Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika. In: ders.: *Gesammelte Schriften* 10.2, S. 702ff. Frankfurt: Suhrkamp.

⁹ Wenn überhaupt, so wird in der Regel nur auf die *Studien zum Autoritären Charakter*, also auf die von Adorno geprägte Traditionslinie Bezug genommen, während die Frommschen Varianten nach wie vor ausgeklammert werden.

- Adorno, Th.W./Brunswick, E./Levinson, D./Sanford, R.N. (1950): *The Authoritarian Personality*. New York. (= Horkheimer, M./Flowerman, S. (Hrsg.): *Studies in Prejudice*, Bd. 3; Deutsche Kurzfassung: *Studien zum autoritären Charakter*. Frankfurt: Suhrkamp 1973).
- Bernfeld, S. (1926): Sozialismus und Psychoanalyse. In: Gente, H.P. (Hrsg.), *Marxismus, Psychoanalyse, Sexpol*, Bd. 1, S. 9ff. Frankfurt: Fischer.
- Bloch, E. (1923): *Geist der Utopie*. Bearbeitete Neuauflage der 2. Fassung von 1923 (= *Gesamtausgabe* Bd. 3). Frankfurt: Suhrkamp. [039]
- Bonß, W. (1982): *Die Einübung des Tatsachenblicks*. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bonß, W. /Schindler, N. (1982): Kritische Theorie als interdisziplinärer Materialismus. In: Bonß, W./Honneth, A. (Hrsg.), *Sozialforschung als Kritik*, S. 31ff. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bonß, W./Hartmann, H. (1985): Konstruierte Gesellschaft, rationale Deutung. Zum Wirklichkeitscharakter soziologischer Diskurse. In: dies. (Hrsg.): *Entzauberte Wissenschaft*. Relativität und Geltung soziologischer Forschung, S. 9ff. Göttingen: Schwarz.
- Dahmer, H. (1973): *Libido und Gesellschaft*: Studien über Freud und die Freudsche Linke. Frankfurt: Suhrkamp.
- Fenichel, O. (1934): Über die Psychoanalyse als Kern einer zukünftigen dialektischmaterialistischen Psychologie. In: Gente, H.P. (Hrsg.), *Marxismus, Psychoanalyse, Sexpol*, Bd. 1, S. 218ff. Frankfurt: Fischer.
- Freud, S. (1913): *Totem und Tabu*. Frankfurt: Fischer 1956.
- Freud, S. (1921): *Massenpsychologie und Ich-Analyse*. Frankfurt: Fischer 1968.
- Freud, S. (1930): Das Unbehagen in der Kultur. In: ders., *Abriß der Psychoanalyse*: Das Unbehagen in der Kultur, S. 62ff. Frankfurt: Fischer 1972.
- Fromm, E. (1929): Psychoanalyse und Soziologie. In: ders.: *Gesamtausgabe*. Bd. 1. Stuttgart: DVA 1980, S. 3ff.
- Fromm, E. (1932a): Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie. *Z/S*, 1, 28ff.
- Fromm, E. (1932b): Die psychoanalytische Charakterologie und ihre Bedeutung für die Sozialpsychologie. *ZfS*, 1, 253ff.
- Fromm, E. (1934): Die sozialpsychologische Bedeutung der Mutterrechtstheorie. *Z/S*, 3, 196ff.
- Fromm, E. (1935): Die gesellschaftliche Bedingtheit der psychoanalytischen Therapie. *ZfS*, 4, S. 365ff.
- Fromm, E. (1937/38): *Arbeiter und Angestellte am*



Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

- Vorabend des Dritten Reiches. Eine sozialpsychologische Untersuchung.* Stuttgart: DVA 1980.
- Fromm, E./Maccoby, M. (1970): Psychoanalytische Charakterologie in Theorie und Praxis. Der Gesellschaftscharakter eines mexikanischen Dorfes. In: ders.: *Gesamtausgabe. Bd. III.* Stuttgart 1980, S. 231ff.
- Horkheimer, M. (1931): Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie und die Aufgaben eines Instituts für Sozialforschung. In: ders., *Sozialphilosophische Studien*, S. 33ff. Frankfurt: Fischer 1972.
- Horkheimer, M. (1932): Geschichte und Psychologie. *ZfS*, 1, S. 125ff.
- IFS* (1936): *Studien über Autorität und Familie.* Forschungsberichte des Instituts für Sozialforschung. Hrsg. v. E. Fromm, M. Horkheimer, H. Mayer u.a. Paris: Alcan.
- Jay, Martin (1973): *Dialektische Phantasie: Die Geschichte der Frankfurter Schule und des Instituts für Sozialforschung 1923-1950.* Frankfurt: Fischer 1976.
- Lazarsfeld, P.F. (1968): Eine Episode in der Geschichte der empirischen Sozialforschung. In: Parsons, T./Shils, E./Lazarsfeld, P. (Hrsg.), *Soziologie – autobiographisch: Drei kritische Berichte zur Entwicklung einer Wissenschaft.* Stuttgart: Enke.
- Leithäuser, Th./Volmerg, B. (1988): *Psychoanalytische Sozialforschung.* Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Marcuse, H. (1955): *Triebstruktur und Gesellschaft.* Frankfurt: Suhrkamp 1957.
- Mills, C.W. (1959): *Kritik der soziologischen Denkweise.* Darmstadt/Neuwied: Luchterhand 1973.
- Parsons, T./Shils, E. (1951): *Toward a General Theory of Action.* New York/Evanston: Harper & Row 1962.
- Reich, W. (1929): Dialektischer Materialismus und Psychoanalyse. In: Sandkühler (Hrsg.) 1970, S. 137ff.
- Whitebook, J. (1979): The Problem of Nature in Habermas. *Telos*, 40, S. 41ff. [041]